Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 52 (1958)
Heft: 3

Artikel: Girolamo Savonarola, ein Prophetenleben
Autor: Ragaz, Leonhard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-140257

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Girolamo Savonarola, ein Prophetenleben

Wenn junge Leute auf die Hochzeitsreise gehen, dann geschieht das oft, und sehr verständlich, in einem Glücksrausch neuer Zweisamkeit. Die Schönheiten der Außenwelt berühren nur oberflächlich die In-sich-selbst-Versunkenheit der Neuverbundenen.

Anders war dies bei Leonhard Ragaz und seiner lieblichen Gattin, als sie im Jahre 1902 Italien als Land ihres «Honigmonds» wählten, nicht weil Italien damals das Modeland der Hochzeitsreisenden war, sondern weil es für beide das Ziel einer langen Sehnsucht bedeutete.

Welche Bereicherung für Geist, Wissen und Gemüt Ragaz auf dieser Reise empfing, können wir seiner Biographie «Mein Weg», Band I, entnehmen. Sein Verhältnis zu Dante, Michelangelo, Franz von Assisi gewann Substanz, als er die Straßen, die sie gewandelt waren, beschritt. In Florenz ergriffen ihn mehr als die herrlichen Kunstwerke der Frührenaissance die Zelle des Klosters San Marco, in der Savonarola Jahre seines Lebens verbrachte, der Dom, in dem er predigte, und der Marktplatz, auf dem er hingerichtet wurde.

Erfüllt von der Zeitlosigkeit dieses Propheten und Märtyrers studierte Ragaz sein Leben an Hand der klassischen Biographie von Pasquale Villori, um später in einem Vortrag, veröffentlicht 1905 im «Schweizerischen Protestantenblatt», seinen Mitmenschen diesen fast vergessenen Genius näherzubringen.

Nun ist dieser Vortrag auch so gut wie vergessen und spricht doch so beredt zu den Menschen und Problemen unserer Zeit. Es erscheint uns als Pflicht, das Leben von Girolamo Savonarola, wie der lebendige Geist von Leonhard Ragaz es sah und es als Ansporn für den Kampf unserer Zeit empfand, vor der Vergessenheit zu retten, indem wir es, unwesentlich gekürzt, in Fortsetzungen unsern Lesern bekanntgeben.

Die Geschichte des Dominikanermönchs Girolamo Savonarola gehört zum Allergrößten, das sich auf Erden begeben hat. Er ist eine der bedeutendsten Gestalten aus dem großen Heldenzug, der hoch über dem Flachland der Geschichte sich aus den Fernen der Vergangenheit einherbewegt, dem Zukunftsland entgegen. Wenn wir ihn einen Propheten nennen, so weisen wir ihm den zweithöchsten Platz an in der Rangordnung der Geister; denn über den Propheten steht nur noch der, vor dem Elias und Moses sich neigen. Das Wort bedeutet nicht ein bloßes Bild. Es hat Propheten nicht nur in Israel gegeben und nicht nur vor Jahrtausenden, zu allen Zeiten hat der Geist sie berufen, wenn sie nötig waren, insbesondere in Gerichts- und Werdezeiten. Sie tragen auch alle eine Reihe gemeinsamer Züge an sich: sie predigen Gericht und Erneuerung, sie stehen gegen Priester, König und Volk, sie werden nicht verstanden, sind dem Pöbel, den Klugen und Philistern und Weisen ein Spott und ein Gelächter, sie leiden innerlich an ihrem Beruf, sie werden gekreuzigt und verbrannt, körperlich oder geistig, und werden nachher in der einen oder andern Form heilig gesprochen. Es ist wunderbar, wie diese und andere Züge, die wir an einem Amos, Jesajas, Jeremias zu sehen gewohnt sind, mitten in unserer abendländischen Welt an einem Manne erscheinen, der unser Leben lebte, unsere Luft atmete . . . Das ganze Menschenwesen tut sich, wenn wir diese Geschichte lesen, vor uns auf in seiner Größe

und seiner Erbärmlichkeit; strahlender Adel der gottebenbildlichen Menschennatur wandelt an uns vorüber, und abgründliche Gemeinheit grinst uns mit teuflischer Fratze entgegen. Dadurch wird es zu einem erschütternden Weltgemälde, das keiner mehr vergißt, der es recht gesehen hat; es offenbart die sich immer gleichbleibenden Grundzüge des Menschenwesens . . .

Uns Protestanten ist Savonarolas Name teuer, weil er ein Prophet der Reformation gewesen ist. Darum finden wir unter den Gestalten, die das Lutherbild zu Worms umringen, auch die leidenschaftlich ernste des florentinischen Mönchs. Es liegt etwas eigentümlich Ergreifendes darin, daß sein Scheiterhaufen rauchte, als die Reformation schon unmittelbar vor der Tür stand. Er teilt das tragische Schicksal all jener Vorläufer, die in einsamem Kampfe gegen den übermächtigen Feind erliegen, während der Held, der ihn besiegen wird, schon auf dem Wege ist an der Spitze freudiger Heerscharen. Ist es da nicht billig, daß unsere Liebe wettmache, was sie einst an Schicksalshärte erduldeten? Wohlan denn, richten wir dies ernste Bild wieder einmal unter uns auf!

Den allgemeinen Charakter der geschichtlichen Epoche, die den Hintergrund von Savonarolas Leben bildet, kennen wir. Es ist die Atmosphäre der herannahenden Reformationszeit: das überall verbreitete Gefühl von der Verderbnis der Kirche und die Sehnsucht aller Besseren nach einem «Tag des Herrn». In Italien nahm diese allgemeine Zeitlage ihre besonderen Formen an. Vergegenwärtigen wir uns zuerst mit einigen Zügen die politischen Zustände des Landes, wie sie sich uns in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts darstellen. Italien ist seit anderthalb Jahrhunderten sich selbst überlassen. Die Imperatorenansprüche der deutschen Kaiser sind stillschweigend aufgegeben. Doch gibt es kein einiges Italien im jetzigen Sinne, sondern eine Reihe voneinander ganz unabhängiger italienischer Staaten. Den Norden beherrschen Mailand, das unter der Regierung des von ewiger Angst um seinen Thron verzehrten, nimmer ruhenden Ränkeschmieds Lodovico Sforza steht, und Venedig, das noch umschimmert ist von seiner ungetrübten Machtherrlichkeit; Ferrara mit seinem Fürstengeschlecht der Este sucht sich zwischen diesen gefährlichen Nachbarn klug zu halten, im Süden gebietet das Königreich Neapel unter dem Geschlecht der Arragon, während Mittelitalien zur Machtsphäre des Papstes gehört, der gerade in diesen Zeiten nur das eine Ziel im Auge hat: seine Stellung unter den italienischen Fürsten zu wahren und zu mehren. Rom ist immer noch die Hauptstadt der Welt. Dorthin ziehen die Prälaten, die eine Pfründe kaufen, und die Diplomaten, die eine neue Intrige spinnen wollen; daneben einige einfältige Pilgersleute, die nicht wissen, was Rom ist; aber wer Geist sucht, wer eine neue Welt an ihrem Quellorte kennen lernen will, der geht nach Florenz. Florenz ist in dieser Zeit die Hauptstadt der abendländischen Kultur.

Damit betreten wir den engeren Schauplatz dieses Heldendramas.

Ein würdiger Schauplatz fürwahr! O Florenz – wer kann sich dir vergleichen unter den Städten der Erde? Von welcher geht ein lichter Schein aus wie von dir? Florenzia soll die Blühende heißen und wahrlich, es umschimmert die Stadt am Arno wie der Glanz eines ewigen Frühlings. Wer vergäße es je, der einmal nur herunterschauen durfte vom hochgelegenen Franziskanerkloster bei Fiesole auf das weite Arnotal, wenn das Abendgold darüber flutete und die Vesperglocke läutete, während die Stadt eingebettet lag im Abendfrieden und nur ihr stolzes Wahrzeichen, die ungeheure Kuppel des Domes, sich über den schimmernden Dunst erhob! Wem hätte nicht das Herz gepocht, wenn er zum erstenmal über den Ponte vecchio ging und durch die Straßen, die noch jetzt nicht viel anders sind als in den Tagen Michelangelos und Raffaels, wenn er vor dem gewaltigen gotischen Dome stand mit dem wunderbaren Glockenturm des Giotto, oder vor den Erztüren Ghibertis am Battisterio, die nach Michelangelos Meinung würdig wären, die Pforten des Paradieses zu sein, oder vor dem trotzigen Palazzo vecchio, dem Zeugen so vieler stürmischer Geschicke! Fast erschrak er, auf jeden Schritt auf Wunderwerke der Kunst zu stoßen, die jedes einzeln ein andächtiges Nahen verdienten, und dem Schatten großer Männer zu begegnen. Denn sieh – dort schreitet Dantes düstere Gestalt, hier malt Giotto, dort steht Michelangelo in tiefem Grübeln vor einem Marmorblock, während Raffael, der Götterjüngling, im Kreise froher Gesellen zieht – und wer sind die beiden, die dort am Rande der Piazza della Signoria ein leises Gespräch führen, mehr mit Blicken als mit Worten, halb Hohn, halb Schmerz in den Zügen? Machiavelli und Guicciardini reden über florentinische Politik! Wenn du endlich die Kirchen durchwanderst und die Galerien und Museen, dann erkennst du, wie schwer zu überschauen ist, was diese Stadt für die Welt bedeutet hat.

Du fühlst aber auch das Tragische ihrer Geschichte. Denn nur kurze Zeit dauert diese Frühlingsherrlichkeit, und sturmvoll war auch dieser kurze Lenz. Weder durch seine Lage noch durch historische Umstände besonders begünstigt, nur gestützt auf Gewerbefleiß, Tapferkeit und Klugheit ihrer Bürger hatte sich die Stadt im Laufe der Jahrhunderte zur Herrin über an die tausend ummauerten Ortschaften emporgearbeitet; sie hatte das nahe Fiesole gebändigt, das seegewaltige Pisa unterjocht und sich in Livorno einen Meerhafen verschafft. Der florentinische Handel brachte ungeheure Reichtümer ins Land. Florenz war Jahrhunderte lang wohl die erste Industriestadt der Welt. Den Hauptteil der Bevölkerung bildeten darum die Seiden- und Wollenweber und die Bankiers, und es gab zahlreiche florentinische Geschäftsleute in allen Städten des Abendlandes; daneben bestand ein trotziger Adel, und früh schon fingen die Künstler an, ein besonderes Element der Bevölkerung zu bilden. Es ist merkwürdig, wie in diesem florentinischen Volke neben dem Gelde sich der Geist behauptet, wie diese klug rechnenden Kaufleute zugleich erfüllt sind

nicht nur von einem hohen Patriotismus, sondern auch von einem enthusiastischen Bildungseifer und feinstem künstlerischem Geschmack. Aus diesen Seidenwebern und Wollenhändlern geht ein Dante hervor, ein Michelangelo. Es gibt Städte, in denen ein besonders günstiges Klima herrscht für die Entfaltung höchsten Geisteslebens – Athen und Florenz stehen obenan. Das gibt beiden ihren unvergleichlichen Zauber: diese Vereinigung von bürgerlicher Tüchtigkeit und praktischer Gewandtheit mit hohem Schwung des Geistes, Feinheit des Geschmackes, begeistertem Ringen nach den höchsten Kränzen menschlicher Bildung. Der Duft des Feinen, Zarten, Vornehmen, Jugendlichen liegt auf allem, was in dieser Luft gewachsen ist.

Die größte Leidenschaft des Florentiners wie des Atheners war aber doch die Politik. Die Geschichte der Stadt ist darum auch eine stürmische Aufeinanderfolge von Bürgerkriegen, Verbannungen, Verschwörungen, Verfassungsänderungen – alles durchgeführt mit einer Leidenschaft, von der wir Nordländer uns kaum einen Begriff machen können. Einst hatte ein stolzer Adel die Stadt beherrscht. Seine Burgen ragten wie Festungen über die Bürgerhäuser empor. Aber der Adel verzehrte seine Kraft in der jahrhundertelangen Fehde zwischen Guelfen und Ghibellinen. Darum erhob sich das zum Bewußtsein seiner Kraft gekommene Volk. Es zwang den Adel, die Türme seiner Burgen abzutragen und baute aus den Steinen den Palazzo del popolo; die Zünfte schlossen sich zusammen zu einer Volksgemeinde; ihre acht Vorsteher, die Prioren, bildeten die Signoria, die Regierung unter dem Vorsitz des Gonfaloniere di Giustizia. Ihnen zur Seite stand ein Volksrat von 300 Männern, während die breite Basis des staatlichen Lebens die Volksversammlung bildete, die aus der altansässigen Bürgerschaft bestand und auf dem Platze vor dem Volkspalaste tagte. Eifersüchtig wurde darüber gewacht, daß nicht einzelne Familien oder machtlüsterne Männer doch wieder zu herrschenden Stellungen im Lande gelangten. Darum wurden die Behörden durchs Los gewählt und ihre Amtsdauer auf wenige Monate eingeschränkt.

Dennoch entging man dem Schicksal nicht. Aus der großen Zahl der reichgewordenen Kaufmannsfamilien erhob sich eine reichste: die Medici und wurde die Herrin von Florenz. Der Begründer und glänzende Vertreter dieser Macht war Cosimo de Medici gewesen. Er war der Rothschild jener Zeit. Päpste und Könige waren seine Schuldner, und seine Flotten fuhren auf allen Meeren. Aber er hatte noch Einiges, das Rothschild nicht hat: den Geist des Florentiners. Und es war ein königlicher Geist. Sein Geld ergoß sich als eine segenspendende Macht über das ganze öffentliche Wesen. Alle aufstrebenden Talente wurden von ihm gestützt, Kirchen, Klöster und Spitäler entstanden auf seinen Wink. Ein großer Teil der Bevölkerung lebte von ihm; aus seiner Kasse wurde die leergewordene Staatskasse gespeist – ein in der Geschichte wohl einzig dastehender Fall. Aus seinen Einkünften besoldete er Heere zum Schutze der Republik, und seine Dar-

lehen hatten den großen Vorzug, daß sie nicht zurückgefordert wurden. Für einen solchen Bürger waren nur zwei Wege möglich; er mußte verbannt werden oder herrschen. Man verbannte ihn und rief ihn wieder zurück, weil man ihn nicht entbehren konnte. Und so herrschte er. Allerdings nur dem Wesen, nicht der Form nach blieb Florenz eine Republik und Cosimo ihr einfacher Bürger; aber es geschah nichts, was er nicht wollte. Florenz beugte sich unter das goldene Joch. So blieb es auch unter seinem schwächeren Sohne. Und so auch unter dem Enkel Lorenzo, genannt il Magnifico, der Erlauchte, der Prächtige. Doch begannen schon die Grundlagen der medizeischen Macht morsch zu werden. Während Cosimo den Staat aus seinem Gelde erhalten hatte, begann Lorenzo Staatsgelder für seine Privatzwecke in Anspruch zu nehmen. Eine Stiftung zugunsten armer Töchter nahm er weg und überlieferte damit eine Menge von ihnen dem Laster. Göttliches und menschliches Gesetz war ihm gleichgültig, wo es galt, seine Zwecke durchzusetzen. Lorenzo war einer jener Renaissancemenschen, deren Wesen uns ein Rätsel geworden ist, befleckt mit allen Lastern und geschmückt mit allen geistigen Vorzügen eines hochbegabten und hochgebildeten Volkes. Er war unter den Verworfenen der Verworfenste, unter den Schlauen der Schlauste, unter den Geistreichen der Geistreichste und unter Liebenswürdigen der Liebenswürdigste. Die Diplomaten anerkannten ihn als ihren Meister, mit den Philosophen verkehrte er als Philosoph und mit den Dichtern machte er Verse, und zwar ausgezeichnete. «Wenn er alle Kraft seines Geistes und Willens angewandt hatte, um mit irgendeinem Gesetz den letzten Rest der florentinischen Freiheit zu zerstören; wenn er irgendeine neue Konfiskation durchgesetzt oder über einen seiner Gegner das Todesurteil erwirkt hatte, ging er in die platonische Akademie und disputierte mit Wärme über die Tugend und die Unsterblichkeit der Seele; von hier weg gesellte er sich zu der ausgelassenen Jugend, sang mit ihr freche Lieder und ergab sich dem Wein und den Weibern; dann kehrte er nach Hause und rezitierte in Gesellschaft von Pulci und Poliziano Gedichte und redete über Poesie – und in allen diesen Betätigungen gab er sich so ganz, daß eine jede der einzige Inhalt seines Lebens zu sein schien.» (Villari, Vita di Savonarola.) Kein Wunder, daß, wer diesem Mann nahte, von ihm bezaubert wurde, daß er die Florentiner hinriß, weil er im Guten und Bösen ihr Vorbild war. So geschah es denn, daß dieser Mann der böse Genius von Florenz wurde. Zwar wußte er geschickt den Frieden Italiens und die Machtstellung seines Staates zu erhalten. Auch richtete sich gerade unter seiner Regierung die Kunst zu jenem Aufschwung, der in der Geschichte seinesgleichen nicht hat. Von überall her strömten die Gelehrten nach Florenz. Wer Geist und Gewissen besaß, sehnte sich nach diesem Zauberzirkel. Hier holte man sich den geistigen Ritterschlag.

Es war ja jene Zeit der Wiedererweckung des Alter-

tums, die eine neue Epoche in der Entwicklung des Menschengeistes bedeutet. Mit kindlichem Entzücken betrachtete man die aus dem Staub gegrabenen Werke des Altertums; eine neu entdeckte Statue war ein Ereignis, das ganze Städte in Aufruhr versetzte, an die Auffindung einer alten Handschrift wurden ganze Vermögen gewagt und das Leben dazu. Aber mit den antiken Statuen und Schriftwerken zog auch der Geist des Heidentums ein und drohte alle Errungenschaften eines christlichen Jahrtausends wegzuschwemmen. Die Verwilderung der Sitten überstieg alle Dämme. Mord und Ehebruch wurden zu selbstverständlichen Dingen; die Straßen waren voll von Dirnen und die Nächte durchtönt vom Lärm der Trink- und Hurenlieder, die zum Teil von Bischöfen und Kardinälen gedichtet waren. Das religiöse Leben war vollends in Aberglauben und Frivolität untergegangen. Das alles begünstigte Lorenzo. Denn er wußte, was viele heutige Republikaner nicht zu wissen scheinen – daß nichts ein Volk so rasch der Freiheit unfähig macht als Genußsucht und Sittenlosigkeit. Darum ersann er den Florentinern immer neue Feste, daß sie nicht aus dem Rausche herauskämen; darum dichtete er ihnen zu ihren Gelagen und Umzügen Lieder, die Canti Carnascialeschi, die mit großen formellen Vorzügen eine Schamlosigkeit des Inhalts verbinden, die heute die Polizei gegen sie in Bewegung setzen müßte . . .

Da zog über den Frühlingstag ein Ungewitter herauf und entlud sich in furchtbaren Schlägen; das Ungewitter heißt Girolamo Savonarola. Im Spätherbst des Jahres 1481 blickte er zum ersten Male von der Höhe der Hügel, die Florenz umgeben, auf die Stätte seiner ungeheuren Schicksale – jetzt noch ein stiller, unbekannter Mönch. Wohl wird ihn eine Ahnung beschlichen haben, daß nun eine neue Epoche für ihn beginne. Denn große Schicksale werfen immer ihre Schatten voraus in das Gemüt ihres Trägers. Wir aber wollen, bevor wir mit ihm weiter wandern, einen raschen Blick auf das Stück seines Lebens werfen, das hinter ihm liegt.

Alice Herz

(Fortsetzung folgt)

Die jurassische Frage, ein nationales Problem

Es ist schmerzlich festzustellen, daß das Band des Helvetischen Bundes sich zu lockern scheint. Die jurassische Frage ist ein ernstes Symptom dieses «Malaise», von dem man in der Presse offen spricht. Erinnern wir, daß der Jura seit 1815 bernisch ist, daß er zwei verschiedene Teile umschließt: die vier Bezirke des nördlichen Jura, die katholisch sind, wovon einer, Laufen, deutschsprachig, und die drei protestantischen südlichen Bezirke. Eine starke und bis zum Fanatismus entschlossene separatistische Bewegung ist im nördlichen Jura

Girolamo Savonarola, ein Prophetenleben

(Fortsetzung)

Berichtigung: Am Schluß des ersten Teils von Girolamo Savonarola erschien der Name Alice Herz. Dies beruhte natürlich auf einem Versehen; denn er gehörte unter die einleitenden Zeilen. Wir bitten um Entschuldigung. D. R.

Girolamo Savonarola war geboren zu Ferrara im Jahre 1452 als dritter von sieben Söhnen, die dem Nicolo und der Elena geb. Buonacossi geschenkt wurden. Der Vater war unbedeutend, die Mutter aber eine seelenvolle Frau von männlicher Festigkeit des Charakters, die ihrem Sohne einst in seinen schwersten Tagen die beste Freundin und Beraterin wurde. Die Familie gehörte nicht zu den ersten in Ferrara, stand aber doch in Beziehungen zum Hofe. Denn der Großvater war Leibarzt des Herzogs gewesen . . . Nach seinem Vorbild sollte auch der junge Girolamo Medizin studieren. Er genoß der zärtlichen Fürsorge des Großvaters und hatte Zugang zu allen Bildungsquellen seiner Zeit, die er mit eisernem Fleiß und großer Begabung benutzte. Wir dürfen uns Savonarola nicht als beschränkten Mönch denken . . . Aristoteles und Thomas von Aquino waren die Begleiter seiner Jugend. Von den Dingen aber, die sonst das Leben eines jungen Menschen jener Zeit ausfüllten, hielt er sich fern. Sein Geist war auf hohe Dinge gerichtet; frühzeitig trat die religiöse Anlage hervor. Ernst und Einsamkeit sind die charakteristischen Züge dieser Jugend. Ihre großen Erlebnisse verlieren sich in dem Geheimnis, welches das Werden jedes Propheten umgibt . . . Anregung jeder Art bot Ferrara genug. Es war damals eine Stadt von 100 000 Einwohnern, besaß eine berühmte Universität und hatte in seiner Mitte einen der wichtigsten Höfe von Italien. Alle Strömungen des politischen und geistigen Lebens jener Tage kreuzten sich hier. Aber auch ein Brennpunkt der Verderbnis der Zeit war Ferrara. Der herzogliche Palast, der trotzig und finster sich inmitten der Stadt erhob, wußte von all jenen Greueln zu erzählen, ohne die wir uns einen italienischen Fürstenhof jener ruchlosen Epoche nicht denken können: Brudermord, Ehebruch, Blutschande, Erpressung, wilde Sättigung der Rachgier. Durch die Stadt aber rauschte ein nie versiegender Strom von Festen, deren Pracht und Üppigkeit ganz Italien in Erstaunen versetzten. Wenn der junge Savonarola in der Dämmerung scheu vor den düsteren Schloßmauern vorübereilte, dann hörte er oben hinter den erleuchteten Fenstern Lachen der Lust, Tanz und Becherklang, während aus dem Dunkel der unterirdischen Verließe die Schreie der zu Tode gequälten Opfer irgendeines tyrannischen Gelüstes tönten. Alle diese Dinge mußten auf die reine und von heiligen Flammen erfüllte Seele des Jünglings einen entscheidenden Eindruck machen. Früh schon dämmerte die Ahnung in ihm auf, daß über Italien und die christliche Kirche die volle Schale des göttlichen Zornes ausgegossen werden müsse. Wir haben von ihm aus jener Zeit ein Gedicht: De Ruina Mundi (Über die Verdorbenheit der Welt), . . . dessen Schlußzeile lautet: «Nicht einmal Einen, der sich seiner Laster schämt.»